Zauber des Südens

Roman von Hans Dominik.

(8. Fortsetzung.)

Und nun legte er wirklich Margots kleine Hand in die Fritz Overhoffs.

Küsse und Versprechungen wurden getauscht, bis Margot sich zurückzog, um Toilette zu machen. Und Fritz und der Kommerzienrat ein geschäftliches Gespräch begannen, in dessen Verlauf er von seiner Sozietät mit den Herren Schmidt und Wagner erzählte. — —

„Ich habe mir wohl etwas zuviel zugemutet," meinte Reichard, „Voraussetzungen angenommen, die sich nun jetzt nicht bewahrheiten."

Fritz Overhoff fragte nach verschiedenen Dingen, die Reichard zeigten, daß ein Fachmann Kenntnis von den Verhältnissen suchte, und ihre Unterredung wäre wohl ergebnisreich geworden, wenn die junge Braut sie nicht unterbrochen und das Recht auf Glück geltend gemacht hätte. — —

„Lassen wir alles bis morgen früh," sagte Reichard, „der heutige Tag muß schon der Freude gehören, die der Brautstand mit sich bringt."

„Gut!" entgegnete Fritz Overhoff. „Ich finde mich morgen zur weiteren Besprechung ein."

Damit erreichte der geschäftliche Ernst für heute sein Ende. — —

„Guten Tag, mein lieber Herr Kommerzienrat," sagte Herr Wagner und begrüßte seinen Besuch mit einer höflichen Verbeugung. „Es ist außerordentlich liebenswürdig von Ihnen, daß Sie unserer Einladung so schnell gefolgt sind. Ich hätte es niemals gewagt, Sie zu bitten .... gewissermaßen über Ihre Zeit zu disponieren, wenn nicht die wichtigsten und dringlichsten Ereignisse mich dazu gezwungen hätten."

„In der Tat .... ja, in der Tat," bestätigte Herr Schmidt die so überaus höfliche Rede seines Partners, während der Kommerzienrat sich in einen der Klubsessel niederließ.

In seiner langen kaufmännischen Laufbahn hatte der Kommerzienrat Reichard eine ziemliche Menschenkenntnis erworben, und sein Instinkt täuschte ihn selten. Jetzt aber hatte er das sichere Gefühl, daß dieses graue Männchen da ihm gegenüber, dieser Wagner, ein ganz anderer geworden war, seitdem er ihn das letzte Mal gesehen hatte. Das war nicht mehr der ergebene und immer dienstbereite Geschäftsfreund, der ihm so manchen großen Auftrag für seine Steiermärkter Schmelzen überwiesen hatte. Das war — trotz aller Höflichkeit seines Gegenübers spürte es der Kommerzienrat von Sekunde zu Sekunde mehr — ein gefährlicher Gegner.

Mit möglichster Ruhe nahm der Kommerzienrat jetzt die Unterhandlungen auf.

„Sie baten mich in wichtigen Dingen hierher. Ich bin neugierig, davon zu hören. Sind endlich die Funde gemacht worden, nach denen wir nun schon so lange schürfen? Ich muß Ihnen sagen, daß dieser Zustand mir auf die Dauer ungewöhnlich und unhaltbar vorkommt. Wir graben und schürfen an allen möglichen Stellen und finden nichts Abbauwürdiges. Es wäre Zeit, daß endlich was geschieht!"

Herr Wagner räusperte sich und hüstelte leicht.

„Sie haben nur allzu recht, Herr Kommerzienrat. Wieder sind unsere Hoffnungen in diesem Jahre betrogen worden. Wir haben gegraben, viel Geld ausgegeben und nichts gefunden. Aber wir dürfen das Unternehmen, in welchem so große Summen stecken, natürlich nicht fallen lassen. Es wird daher nötig sein, daß die Gesellschafter eine Zubuße leisten, wie sie ja im Vertrage vorgesehen ist, und deshalb, Herr Kommerzienrat, habe ich Sie und Herrn Schmidt zur Besprechung gebeten."

Jetzt war es also heraus! — Die beiden anderen Partner machten von ihrem Vertragsrechte Gebrauch und forderten die Zahlung weiterer Zubußen, deren Betrag in die Hunderttausende gehen konnte. Das war das, was der Kommerzienrat seit Wochen gefürchtet hatte. Die Konjunktur machte es ihm augenblicklich unmöglich, solche Summen aus seinen anderen Betrieben herauszuziehen. Zahlte er aber nicht, so war seine Stellung in der Gesellschaft erledigt und sein bisheriger Anteil verfallen.

Der Kommerzienrat überlegte einige Sekunden.

„Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, den Stand der Bücher unserer Gesellschaft einzusehen, meine Herren. Ich kann mir übrigens kaum denken, daß unsere letzten Einzahlungen schon verwirtschaftet sein sollten. 300,000 Mark vor zwei Jahren .... ich meine, davon müßte ein Rest vorhanden sein, der wenigstens noch für ein [illegible] reicht. Sie werden mir dabei [illegible] müssen, meine Herren [illegible] einmal die Bücher der Gesellschaft durchsehe, bevor ich meine Entschlüsse fasse."

Herr Wagner hüstelte und wusch sich die beiden Hände intensiv in einer imaginären Waschschüssel.

„Selbstverständlich, Herr Kommerzienrat, stehen die Bücher der Gesellschaft Ihnen jederzeit zur Einsicht frei. Nur bitte ich zu bedenken, daß unser Gesellschaftsvertrag keineswegs die Erschöpfung der vorhandenen Mittel als Voraussetzung für neue Zubußen hinstellt. Es genügt nach dem Vertrage, daß ein Partner die Zubuße leistet, um die anderen ebenfalls dazu zu verpflichten."

Das war trotz der ausgesuchtesten Höflichkeit die offene Kriegserklärung. Die Gesellschafter wollten einfach seine augenblickliche Schwierigkeit benutzen, um ihn aus der Gesellschaft zu drängen. Der Kommerzienrat spürte es, wie ihm das Blut in den Kopf schoß und der kalte Schweiß an den Schläfen austrat. Er fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn.

„Meine Herren, Ihre Eröffnungen waren mir neu und überraschend. Sie werden gestatten müssen, daß ich mir die Angelegenheit 24 Stunden überlege. Danach werde ich Ihnen meine Entschlüsse mitteilen."

Herr Wagner erhob sich.

„Aber gewiß, Herr Kommerzienrat, Sie haben nach dem Vertrage ja sogar volle drei Tage für Ihre Entschlußfassung Zeit. Ueberlegen Sie sich die Angelegenheit in aller Ruhe. Herr Schmidt und ich, wir sind für die nächsten Tage stets im neuen Kurhause zu erreichen."

Eine kurze Verbeugung und die Unterredung war zu Ende. Der Kommerzienrat verließ das Hotel und seine Partner blieben im Gefühl des sicheren Triumphes zurück.

Gleich hinter dem alten Kurhause teilen sich die Wege. Die Hauptstraße führt westlich weiter und entwickelt sich zur Landstraße nach Pergine. Mehr südlich dagegen zweigt ein guter Fußweg ab und führt zwischen Weingärten und Maulbeerbäumen den Abhang zum See hinunter. An schönen Aussichtspunkten sind hier Bänke aufgestellt und von verschiedenen Höhen aus kann man den Blick auf den See genießen.

Auf einer dieser Bänke saß am Nachmittage der Ingenieur Fritz Overhoff, rauchte vergnügt seine Zigarette, warf bald einen Blick hinunter auf den Wasserspiegel und die Badegäste des Lido, um dann den Blick immer wieder zurückkehren zu lassen auf ein kleines Oelbild, welches sich da vor ihm auf der Staffelei zu entwickeln begann.

Gertrud Overhoff nutzte die Gelegenheiten, welche die Gegend ihr bot, reichlich aus. Heute früh hatte sie hier einen Punkt entdeckt, von dem aus die Aussicht nach ihrer wiederholt und überzeugt vorgetragenen Meinung vorzüglich war. Schon am Vormittage hatte sie von diesem Punkte aus mit der Aufnahme der Landschaft begonnen, und am Nachmittag mußte Bruder Fritz nolens volens mit, um ihr Gesellschaft zu leisten.

Fritz Overhoff hatte eigentlich allerlei anderes vorgehabt oder wenigstens vorgeschützt, aber schließlich war die Schwester als Siegerin aus diesem Kampf hervorgegangen.

Um sich ein wenig für den Zwang zu revanchieren, kleidete der Bruder seine Bemerkungen in ein sarkastisches Gewand.

„Trudchen, Du malst vorzüglich. Nur die grüne Wolke dahinten, die stört."

„Aber Fritz, das ist doch der Colle della Benne."

Bruder Fritz machte aus seinen Händen einen Opernguckер.

„Ach so! Trudchen, das muß einem Menschen doch gesagt werden. Dann vergiß auch nicht das Wirtshaus von Merlezzo auf dem Hügel zu malen. Ich habe ein Faible für Bilder mit Wirtshäusern. Ich finde, Bilder mit Wirtshäusern verkaufen sich leichter als Stilleben aus der Wüste Sahara."

Gertrud Overhoff drehte sich um und versuchte ihrem Bruder mit dem langen Pinsel heimtückisch einen grünen Oelfarbenfleck auf die Nase zu machen.

Geschickt wich der dem Attentat aus.

„Das gilt nicht, Trudchen. Das ist ja Brachialgewalt und die Farbe ist außerdem recht teuer."

„Und grün bist Du ohnehin schon", erwiderte Gertrud Overhoff schnippisch.

„O weh! Das schmerzt," sagte der Ingenieur, warf den Zigarettenrest fort und erhob sich, um einmal den Weg hinauf Ausschau zu halten.

Dann wandte er sich wieder seiner Schwester zu.

„Trudchen, tu mir die Liebe und sieh Dir den Menschen an, der oben ankommt. Du sammelst doch Charakterköpfe in Deinem Skizzenbuch. Also zücke den Bleistift und skizziere."

Gertrud Overhoff wandte sich um und betrachtete den Fremden, der jetzt näher gekommen war, verstohlen durch die niedergeschlagenen Lider. Dann legte sie den Pinsel beiseite und ergriff Bleistift und Skizzenbuch. Der Ankömmling blieb jetzt stehen und blickte sich prüfend um. Gerade vor der Bank hier gabelte sich der Feldweg noch einmal. Deshalb wandte er sich nun an Fritz Overhof und fragte ihn nach dem Wege zum Lido.

Der Ingenieur hätte die Antwort mit einer einzigen Handbewegung geben können, aber er verwickelte den Frager absichtlich in ein längeres Gespräch, und als er ihm endlich den rechten Weg wies, waren wohl fünf Minuten vergangen, und in dieser Zeit hatte der Bleistift der jungen Malerin nicht geruht.

Mit einem Gruße verabschiedete sich jetzt der Fremde.

„Hast Du den Kerl auf das Papier bekommen?" fragte der Ingenieur, sobald der Mann außer Hörerweite war.

„Das ist er," rief die Schwester, und hielt ihm das Blatt hin. Prüfend betrachtete er es.

„Famos, vorzüglich, so sah der Kerl effektiv aus. Wie eine große giftige Spinne, die im Netze sitzt und auf ein Opfer lauert. Ein feines Stück in Deiner Sammlung von Charakterköpfen. Aber offen gesagt, die anderen Stücke gefallen mir besser, die hübschen italienischen Köpfe. Das Bambino hier und der Ragazzo dort. Immerhin muß man die Feste feiern, wie sie fallen, und der Kerl war schon ein Stück Papier wert."

Gertrud Overhoff legte ihre Skizzenbuch wieder beiseite und wandte sich dem Landschaftsbilde zu. Mit geschickter Hand begann sie hier und dort einzelne Partien durchzuarbeiten und holte jenen eigenartigen blauen Fernton heraus, der heute über den Bergen lag. Mit stiller Bewunderung verfolgte der Ingenieur die Arbeit seiner Schwester. Die Herstellung technischer Zeichnungen war ihm eine geläufige Sache. Aber wenn man hier mit einem Farbentlecken ganz plötzlich die wunderbaren Effekte hervorbringen konnte, wie sich aus blauem Nebel da plötzlich Baumgruppen zu erheben begannen, wie wieder nach einigen Pinselstrichen plötzlich goldiges Sonnenlicht über diese Bäume spielte, das erregte seine aufrichtige Bewunderung. Ihm selber verliefen bei solchen Malversuchen die Farben stets zu unförmlichen Klexen, und mochte ihm ein sonnenbeschienener Baum auch greifbar deutlich vor den Augen stehen, was er jemals mit dem Pinsel auf die Leinewand brachte, das konnte im günstigsten Falle für eine Portion Spinat mit Ei gelten.

„Weiße Gaben sind nicht rote Gaben und umgekehrt," zitierte Fritz Overhoff den Helden Coopers weiland Mister Lederstrumpf. „Im Malen bist du mir über, Trudchen, aber im Geldverdienen halte ich doch die Spitze. Uebrigens, so interessant Deine Malerei ist, ich hätte große Lust, sie zu unterbrechen und auf eine Tasse Kaffee ins Kurhaus zu gehen."

„Das hängt wohl mit Deiner allgemeinen Wirtshaustheorie zusammen," scherzte die Schwester. „Aber meinetwegen. Morgen ist auch noch ein Tag, und morgen bekomme ich das Stück hier bequem fertig."

* * *

Die junge Morgensonne ließ schüchtern ihre ersten Strahlen in das Brenta-Tal fallen, als Fritz Overhoff in Begleitung seiner Schwester und des Dr. Brandt das Hotel verließ. Noch lag der Abhang von Selvot in halber Dunkelheit und Nebel brauten über den Seen, als die drei den Weg durch die Stadt antraten. Kräftig klirrten die Schritte auf dem Pflaster der stillen Straßen, denn dem Rate des Doktors folgend, hatten sich alle mit schweren und kräftig genagelten Bergschuhen ausgerüstet. Man sah es den Teilnehmern dieser Partie an, daß sie sich heute nicht dem mondänen Leben des Kurortes widmen, sondern den Bergen eine Visite machen wollten. Dazu war das Kostüm gerade richtig gewählt. Grüner Lodenstoff bei allen dreien, Rucksäcke, Bergstöcke und Nagelschuhe.

Gertrud Overhoff schritt munter voran, während ihr Bruder bisweilen stehen blieb und herzhaft gähnte.

„Eine Perfidie, Brandt, einen vernünftigen Menschen so früh aus den Federn zu jagen. Immerhin, bewundernswert war es, wie Du zu dieser unwahrscheinlichen Stunde für einen guten frischen Kaffee nebst Zubehör gesorgt hast."

Dr. Brandt lachte.

„Wie schnell der Mensch sich das Baronisieren angewöhnen kann. Auf Deinem Kohlenloch da in Westfalen bist Du doch sicher auch manchmal früh aufgestanden."

„Der Not gehorchend, nicht dem eignen Triebe," warf Gertrud Overhoff ein. „Ich kenne meinen teueren Bruder genauer, Herr Doktor. Das Frühaufstehen war von jeher seine schwache Seite. Ich wundere mich jetzt noch, daß wir ihn überhaupt mitbekommen haben."

Der Ingenieur zog die Uhr.

„Keine unnötigen Debatten, meine Herrschaften, der unglaubliche Zug geht um halb sechs Uhr, d. h. in zehn Minuten. Wir haben also gar keine Zeit mehr zu verlieren. So früh aufstehen und dann am Ende noch sitzen bleiben, das gibt's nicht."

Schneller klangen die Schritte und klirrten die Bergstöcke, bis der Bahnhof mit sonnenvergoldetem Dache vor ihnen lag. Da herrschte trotz der frühen Stunde schon ein unverhältnismäßiges Gedränge. Es waren die italienischen Bauern und Feldarbeiter, die den Frühzug benutzen wollten, um zu ihren Arbeitsstätten zwischen Trient und Levico zu gelangen. Nach Caldonazzo, Calceranica, San Vito, San Christoforo, und wie die niedlichen mit Wein und Seide gesegneten Fleckchen alle heißen.

Ein dichtes Gedränge herrschte am Schalter und der Eisenbahnkassierer hatte alle Hände voll zu tun, um die Billetts zu verkaufen, und nebenbei noch aufzupassen, daß ihm nicht Lire und Centesimi aus der glorreichen Regierung des Piemontesenfürsten Vittorio Emanuele anstelle der ehrbaren Kronen und Heller angedreht würden. Sintemalen schon marktgängige Lire in Oesterreich einen Verlust bedeuten, solche aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aber sogar in Italien keinen Kurs mehr haben.

Ordentlich erfreut blickte der Mann am Schalter auf, als in diesem welschen Stimmengewirr deutsche Laute an sein Ohr schlugen und Fritz Overhoff drei Karten zweiter Klasse nach Civezzano verlangte.

„Des kost' ja drei Kronen und sechzig Heller," sagte er mit Emphase, und nahm das Geld in Empfang, ohne es erst zu prüfen.

Dann traten die drei auf den Bahnsteig und sahen vor sich den ragenden Gipfel des Pizzo di Levico, der jetzt in der Morgensonne alle Tönungen vom tiefen Violett bis zum feurigen Rosa durchlief. Voller Bewunderung betrachtete Gertrud Overhoff das herrliche Schauspiel und lauschte den Erklärungen des Doktors, während der Ingenieur es mit einer Morgenzigarette versuchte, den Bettzipfel definitiv zu vergessen.

„Dieser Bahnhof ist interessant, gnädiges Fräulein, weil wir von hier aus bereits in das schöne Land Italia hineinsehen können. Allerdings nur hineinsehen. Denn ich wollte es einem Fremden nicht empfehlen, von hier aus geradenwegs hinüber zu pilgern. So gute Freunde Oesterreich und Italien sonst auch sein mögen, so sehr haben sie sich doch gegenseitig dicht gegenüber bis an die Zähne verschanzt. Sie sehen diese Maulwurfslöcher da oben im Pizzo di Levico. Das sind österreichische Forts, die ganz anständige Kanonen beherbergen. Genau so wie auf der anderen Seite des Tales hinter unserem Rücken auf dem Kamm von Panarotta. Im Ernstfalle könnte kein feindliches Bataillon durch das Brenta-Tal von Italien her hineinkommen, ohne von beiden Seiten her unter ein verheerendes Kreuzfeuer genommen zu werden. Und die Italiener da drüben machen es ebenso. Sehen Sie diesen Abhang dort, der jetzt noch im Schatten liegt. Das ist italienisches Gebiet. Gerade an diesem Gipfel hier macht die Grenze einen scharfen Knick nach Süden und mit einem guten Glase könnten Sie von der Station aus die italienischen Befestigungen auf dem Monte Verena von hier aus sehen. Das sind bereits italienische Festungen, die den Anlagen des verbündeten Oesterreich die Zähne in Form schwerer Gußstahlkanonen zeigen. Ist man freilich mit guten Ausweispapieren versehen und hütet man sich, Ferngläser und photographische Apparate mitzunehmen, so gibt es nichts Interessanteres, als einen Spaziergang da oben auf dem Hochlande von Lavarone."

Während dieser Erklärungen war Fritz Overhoff mit seiner Zigarette zu Ende gekommen und warf den Rest auf die Schienen.

„Geschmackssache, Brandt," warf er jetzt ein. „Auf dem Hochlande von Lavarone ist niemals Bergbau getrieben worden. Die Gegend interessiert nur die Politiker und die Kanonenfabrikanten. Gewiß, es wirkt eigenartig, wenn man diese Steine sieht, die auf der einen Seite ein I und auf der anderen ein Italia und Austria hier zusammenstoßen. Aber ich hörte von Dingen, die für uns interessanter sind und die wir heute doch vielleicht zu Gesichte bekommen. Vom Hochlande von Calisio, in dem es von alten Bergbauerinnerungen geradezu strotzt, vom Silla-Tal, welches dies merkwürdige Hochland von dem anderen nicht weniger schönen Plateau von Pinè scheidet. Ich denke...."

Pfeifend fuhr der Zug in den Bahnhof ein und schnell suchten die Reisenden ihre Plätze auf.

Sie bekamen eins jener behaglichen kleinen österreichischen Abteile, in denen man wie in einem abgeschlossenen Zimmer und ganz unter sich ist.

„Zehn Minuten Verspätung," knurrte der Ingenieur, und dann gab der Stationsbeamte auf einem dorfintiflutlichen Blasinstrument einen undefinierbaren Quäck- und Quietschlaut von sich, die Lokomotive antwortete darauf mit einem kurzen Pfiff und der Zug rollte aus der Halle hinaus nach Westen.

Gertrud Overhoff hatte einen Eckplatz auf der rechten Seite des Abteils eingenommen und Dr. Brandt ihr gegenüber den Platz besetzt. Die junge Dame nahm den Rosenkranz aus einem Handtäschchen und ließ die schönen verschiedenfarbig schimmernden Perlen durch die Finger gleiten. Einen Augenblick betrachtete auch Dr. Brandt den Glanz, der bald goldig und bald silbern, bald mit der Röte des Kupfers und der Schwärze des Eisens von diesen Perlen ausging.

„Wunderhübsch in der Tat, gnädiges Fräulein. Aber lassen wir den Kranz bis Civezzano in der Tasche ruhen. Es gibt auf der Fahrt nach dorthin genügend viel Schönes zu sehen. Werfen Sie noch einen letzten Blick auf die Bergwand von Panarotta. Von hier aus können wir gerade noch die Häuser von Betriolo erblicken. Jetzt läuft unser Zug schon über die Brenta-Brücke. Jetzt können Sie eben noch einen Blick auf den Lago di Levico tun. Schon schiebt sich der Rücken von Tenna vor ihn."

Interessiert folgte die junge Malerin den Erklärungen des Arztes. Je länger sie mit ihm zusammen war, desto mehr fesselte sie seine Art, die Dinge zu sehen und zu erklären. Er verstand es nicht nur, sie sofort auf malerisch schöne Punkte aufmerksam zu machen, sondern wußte dabei auch sofort mancherlei über die Geschichte von Land und Leuten zu berichten.

„Mit Euch, Herr Doktor, zu spazieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn," zitierte sie lachend. „Was gibt es Schöneres, als solch eine Fahrt durch die morgenfrische Bergwelt, vorbei an Gipfeln, Seen und Weilern, und zu alle dem Schönen was die Natur hier bietet, geben Sie uns gleich Erklärungen, die uns die Dinge auch menschlich nahe bringen."

In diesem Augenblick hielt der Zug und der Schaffner rief die Station Caldonazzo aus.

„Also, Herr Doktor, erzählen Sie, was an dieser Stelle zu sagen ist."

„Nicht eben viel, gnädiges Fräulein. Allenfalls etwa, daß Caldonazzo früher am Caldonazzo-See gelegen hat, und daß es heute gut vier Kilometer davon entfernt liegt. Doch ist nicht etwa der Ort gewandert, sondern der See. In früheren Jahren stand sein Spiegel wesentlich höher und zur Römerzeit bildeten wohl der Caldonazzo- und der Levico-See gemeinschaftlich ein gewaltiges Wasserbecken, welches östlich bis nach Barco und nördlich bis nach Pergine reichte. Das war einmal. Aber auch in seiner heutigen Gestalt ist der Caldonazzo-See wunderbar und wohl der schönste und bei weitem der größte aller Seen." Schon war der Zug wieder in Bewegung und tiefblau und weithin leuchtend stieg der gewaltige Seespiegel vor den Reisenden auf. Hingerissen bewunderte Gertrud Overhoff das herrliche Bild, während Dr. Brandt in seiner Rolle als Mentor fortfuhr:

„Ein eigenartiges Naturschauspiel, diese beiden Seen so dicht nebeneinander. Der eine tiefgrün, am Nordende bei Ischia sogar fast schwarzgrün und der andere hier, der Caldonazzo-See, lichtblau. Sie finden kaum an einer anderen Stelle der Erde solche Gegensätze so dicht beieinander."

„Wir halten ja schon wieder," warf Fritz Overhoff ein. „Auf der Hinfahrt von Trient ging es schneller."

„So ist es, bester Overhoff," erklärte der Doktor. „Damals hatten wir den Venediger Schnellzug und heute sitzen wir in einem harmlosen Lokal-Zug. Dafür kannst Du einhende Studien der Bevölkerung anstellen."

„Calcerancia," rief der Zugführer die Station aus. Beinahe unmittelbar neben dem breiten blauen Seespiegel hielt jetzt der Zug und weithin am Seeufer standen in schimmernder Blüte die edelsten Obstbäume. Schneeweiße Birnenblüten mischten sich mit dem Rotweiß der Aepfel und dem tiefen Rosa der Pfirsiche. Ueber dem allen aber lag jetzt noch mit vollem Lichte die Morgensonne und nur hier und dort noch trieb ein Nebelwölkchen über den blauen Seespiegel.

„Wie wunderschön," rief Gertrud Overhoff hingerissen von diesem Bilde aus.

„Ein Ort zum Leben und zum Sterben," schwärmte auch Dr. Brandt. „Calceranica. Ich hoffe Sie nicht zu langweilen, gnädiges Fräulein, wenn ich gleich wieder ein wenig historisch werde. Wir befinden uns hier an einer der ältesten Kulturstätten von Südtirol. Hier hat schon im zweiten Jahrhundert das erste christliche Kirchlein gestanden, zu einer Zeit, als im römischen Reiche das Heidentum noch Staatsreligion war. Der Platz um die Kirche soll mit Kalksteinen gepflastert gewesen sein und von Calx, des lateinischen Wortes für Kalk, wird der Name Calcerancia hergeleitet."

„Brandt, an Dir ist ein Philologe verloren gegangen," mischte sich jetzt Fritz Overhoff ins Gespräch.

„Wo unsereins nur geologische Formationen und schöne Landschaftsbilder sieht, da hast Du gleich die Historie beim Wickel. Und doch .... es ist wunderschön hier. Diese Fahrt so unmittelbar am Seeufer .... zu beiden Seiten die Berge. So etwas habe ich Jahre hindurch schmerzlich entbehren müssen. Apropos! Brandt, wie stehts mit den Zimbern in dieser Gegend. Ich hörte einmal, daß die letzten Reste jenes alten deutschen Stammes sich hier irgendwo in der Nähe auf dem Hochlande von Cembra konserviert haben sollen."

„Seien Sie auf der Hut vor meinem Bruder," rief Gertrud Overhoff. „Er hat in München einige Wissenschaft von meinem alten Lehrer aufgeschnappt und versuchte sie jetzt an den Mann zu bringen."

Dr. Brandt sah den Ingenieur belustigt an.

„Erst kannst Du mir eine Zigarette schenken, Overhoff und .... das heißt, wenn Sie gestatten, gnädiges Fräulein."

„Aber bitte sehr, Herr Doktor."

„Verbindlichsten Dank .... ja und dann .... lieber Overhoff, da hast Du die Glocken läuten hören und doch nicht genau gewußt ...."

„Wo sie hängen, willst Du sagen. Bitte, geniere Dich nicht, sondern erzähle."

„Die Geschichte ist eigentlich herzhaft komisch und die Wissenschaftler sind da einmal gehörig aufgesessen," erzählte der Doktor. „Tatsächlich war das Cembra-Tal noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts ganz deutschsprachig und das anschließende Hochland ist es wohl heute noch. Die Bewohner dort oben können keinen Weinbau mehr treiben, und auch mit der Landwirtschaft nicht viel verdienen. Es sind hauptsächlich Holzarbeiter. So kamen sie häufig ins Tal hinunter, um in den größeren Orten ihre Arbeitskraft zu verdingen. Als Holzhauer und Zimmerleute. Und wurden sie gefragt, was sie seien, so antworteten sie treuherzig: „mer san die Zimberleit." Aus dieser Arbeit, die nichts anderes als Zimmerleute bedeuten soll, haben die Gelehrten sich im Uebereifer die cimberischen Leute zurechtgedeutet. So ist die Sage entstanden."

Die Erklärung des Arztes wirkte so komisch, daß die Geschwister hell auflachten.

„Das ist eine Deutung, Herr Doktor, die auch ich begreife, obwohl ich natürlich niemals Latein gelernt habe," meinte schließlich Gertrud Overhoff. „Siehst Du, Fritz, mit Dr. Brandt solltest Du lieber nicht anbinden. Er ist Dir gewachsen ... O wie schade, jetzt haben wir den See schon hinter uns."

„Rrr! ein ander Bild", scherzte der Ingenieur.

„Und ein schönes, denke ich," sagte der Doktor. „Sehen Sie dort, gnädiges Fräulein, das herrliche alte Kastell von Pergine, die Burg Persen, wie die Deutschen sagen. Und am Fuße des Burgberges das Städtchen Pergine. Mit St. Christoforo zusammen, an dem wir eben vorbeifuhren, bildet die Burg Persen, die erste deutsche Sprachinsel in Welschtirol. Jetzt wird's Zeit, Overhoff, von den Bergen und vom Bergbau zu reden. Jetzt kommen wir in die Gegend, wo die Perlen des Kranzes herstammen dürften."

Fritz Overhoff war an das Fenster getreten und blickte auf einen Bach, der breit und grünrauschend neben der Eisenbahn dahinlief.

„Was ist das, Brandt?" fragte er. „Die Brenta kann's doch nicht mehr sein. Die entspringt ja doch erst aus den beiden Seen."

„Ein mertwürdiges Wasser," erklärte der Arzt. „Ein Seitenarm der Fersina, der hier wider alle Regeln der Geographie in den Caldonazzo-See läuft, während der Hauptfluß nach Trient und in den Etsch geht. Eine Bifurkation nennen es die Geographen und diese Naturerscheinung kommt in ganz Europa nur dreimal vor."

Fritz Overhoff machte dem Arzte eine Verbeugung, für die ihm jeder Tanzlehrer einen Lobstrich gegeben hätte.

„Ich danke Dir für Deine Erklärung, Brandt, ich merke, ich werde profunde wie ein Tiefbrunnen, wenn ich noch lange solcher Gelehrsamkeit lausche. Gestatte mir als schwaches Entgelt dafür, Dir etwas von dieser Geflügelpastete anzubieten. Sie erfordert keine besonderen Erklärungen. Dafür garantiere ich. Trudchen, Du wirst mir hoffentlich auch keinen Korb geben, wenn ich Dir etwas von meinen Schätzen anbiete."

„Bruder Fritz scheint heute mehr für's Leibliche als für's Geistige zu sein, Herr Doktor", scherzte Gertrud Overhoff. „Sollen wir ihm auf diesem Wege folgen?"

(Fortsetzung folgt.)

— High Life. „...Endlich allein" — sagte der Ehegatte — da war seine Scheidung vollzogen worden!

— Glück. Junge Frau (bei der Beobachtung der Mondfinsternis, zärtlich): „Wie reizend, Schatz — unsere erste gemeinsame Mondfinsternis!"